

...wenn man sich als ...

...wenn man sich als ...

Da gilt es nun ...

Bunte Zeitung.

Ein Häßlich Aphorismen.

Zeitgeist geboren: Theaterdirektoren.

„Dumm! Heute will mit kein ...

Weltliteratur und Allernelstliteratur ist ...

Ein Zeitalter kommt zur ...

Eine Generation, die sich ...

Was ist Bildung? Bildung ist ...

„Schäfer, mach' eine ...

„Schäfer, mach' eine ...

Literatur.

„Die Welt im Märchen.“

Ein neues Märchenbuch ...

...den nimmst du ...

Die Welt nach Braunschweig.

Der Verfasser des ...

Ung. eine Gesch. ...

Kin. Is neues Werk ...

„Hfen und Björnson.“

„Aus Natur und ...

„Hfen und Björnson.“

„Is a e l n e“

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung ...

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 281 Dienstag, den 14. Dezember 1920

Spohrmeyers Töchter

Roman von Fritz Gahner.

Nachdruck verboten.

Die Gestirne ...

„Aber Fräulein, so rede doch!“

„Sie sind sich zusammen.“

„Aber? So sag's mir schon, was du zu ...

„Aber, du darfst mir nicht ...

„Schön. Dann bleibe du in Berlin, und ...

„Das sagst du als Berliner Kind?“

„Friederike — er vermieß mich ...

„Aber! hat sie ...

„Da soll der Teufel ruhig ...

„Aber!“

„Aber, warum denn ...

„Aber, wann du willst, Karl.“

„Aber, wann du willst, Karl.“

„Aber, wann du willst, Karl.“

„Aber, wann du willst, Karl.“

„Aber, wann du willst, Karl.“

Stadl jurid, obwohl Friederike ...

Als sie dann mit ...

„Das sagst du als Berliner Kind?“

„Friederike hat sie ...

„Aber!“

„Aber, warum denn ...

„Aber, wann du willst, Karl.“

„Aber, wann du willst, Karl.“



dann kam die energische Auforderung zum ausführlichen Er-  
zählen.

Als Friederike damit geendet hatte, rann seine Träne mehr.  
Sie fand mit einem durchaus gleichgültig sein folgenden Ge-  
sicht gegen den Küchentisch gelehnt, mochte das tränendurch-  
sichtige Tageslicht in den Händen und Leontie mit sich sein  
jollerer Ruhe noch einmal, was sie während ihres Besichtiges  
schon verschiedentlich getan hatte: „Und nach Liebenwalde  
gehe ich eben nicht. Da kann er sich kopfstecken.“ Und wartete  
gespannt, das Gesichtsausdruck der Mutter scharf studierend,  
auf das Urteil der für vergleichende Dinge maßgebenden höch-  
sten Instanz.

„Es wäre ja allerdings nicht nötig, daß er sich ausgerechnet  
in Liebenwalde anstellen würde, aber . . .“ Und nun kamen  
hundert Beweisegründe für das Vorteilhafte solchen Zuns und  
nur ein ganz geringer Bruchteil dieser Zahl als Beweis für  
das Gegenteil. Womit Frau Spohnmeyer bewies, daß sie,  
wie das bei allen Schwiegermüttern der Fall zu sein pflegt,  
die Ansichten und Pläne ihres Schwiegerjüngers in Hoffnung  
als etwas zweifelloses Richtiges und ungenügend flug Überlegtes  
anerkannte und die schmähsliche Opposition nur darum vor-  
brachte, weil sie als Gattin in dieser Untugend ausreichende  
Uebung beah.

Friederike erklärte, daß sie es schon vorher gemutht habe,  
wie es kommen würde. „Du nimmst natürlich immer seine  
Partei,“ schmolte sie, gab sich noch eine Weile Mühe, die in  
ihrer persönlichen Ueberzeugung wuchsen Burgenalltate vor-  
zustellen, und erklärte schließlich: „Wenn es denn nicht anders  
sein kann und abfolot so sein muß, nun, dann mein'wegen.  
Gehen wir also nach Liebenwalde!“ Sie stellte das zu einer  
harten Regel zusammengeballte Taschentuch unter den  
Schürz, als, weil ihr augenblicklich kein einwandfreier Auf-  
sichtswort zur Verfügung stand, und strich glättend über  
ihren Saar. „Ich bin neugierig, was Vater zu der ganzen  
Geschichte sagen und wie er Karl heute abend empfangen wird.“  
„Er muß vorbereitet werden,“ sagte Frau Auguste mit  
kategorischer Betonung. „Im übrigen . . . na, wir werden  
ja sehen.“

Ferdinand Spohnmeyer brachte die Vorbereitungsabfah-  
ren seiner Gattin, die sie in sich selbst in nach Tisch zu  
erleben trachtete, ein durchaus schwächliches Interesse  
entgegen. Er war trotz des schönen Wetters und trotz der  
Aussicht, einen Schwiegerjüngling zu bekommen, fast verärgert,  
weil er die in seiner Zeitung eben gefundene angekündigte  
Verteilung der Lebensmittelpunkte für die kommende Woche als eine  
durchaus unangenehme ansah und Grund zu der Annahme,  
daß man Berlin systematisch verhungern lassen wolle, zu  
haben glaubte.

Er schenkte den eingehenden und mit liebevoller Vertiefung  
in die Sache vorgetragenen Ausführungen seiner Frau nur  
ein halbes Ohr und durchlässigkeits unwirksam, die Stille in  
düstere Hallen gelegt, die Zeitung, als habe er nach einer  
Notiz, die eine ihn gleichmüßige Beteiligung der Lebensmittelpunkte  
in Aussicht stellte. Die auf Wirkung oder aus anderen  
Gründen eingeklagten Sprechpausen Frau Auguste benutzte  
er, um ein „hm!“ oder ein auf der anderen Seite gar nicht  
erwartetes: „Ja, ich höre! Sprich weiter!“ vorzubringen.  
Schließlich warf er die Zeitung in die Sofaede und sah seine  
Frau mit einem Blick an, als wüßte er sich, daß sie da vor  
sich und von Karl Spennemann, Liebenwalde, Grundtüt,  
guter Partie, Glück, etlichen Verpflüchtungen und Frühl  
sprach. Immer noch sprach. Aber dann doch endlich zu  
Ende kam.

Ferdinand Spohnmeyer erhob sich schwerfällig und küßte,  
als solle er verpöchtelt werden.  
„Na, ja, ich weiß nun wirklich genügend Bescheid,“ er-  
klärte er mit der Miene eines Menschen, der über einer  
Sache steht. „Dieser Karl, dieser Spennemann, ist einfach  
ein Spartaist, dabei bleibe ich. Und da kannst du reden,  
so viel du willst, Auguste. Er ist und bleibt ein Spartaist.  
Und mein'wegen kann er keine Mäherer in . . .“  
„Schloßerei,“ warf Frau Auguste verbeßernd ein.  
„Mäherer,“ wiederholte Ferdinand Spohnmeyer eigen-  
sinnig, „Mäherer in Lidenwalde in Gottes Namen er-  
öffnen. Ich habe nichts dagegen.“

Frau Auguste sah verzweifelt zur Zimmerdeck. Und

die Hauptsache, Ferdinand? Von der Hauptsache sagt du  
kein Wort.“

„Die Hauptsache ist natürlich, daß er Geld für sein Un-  
ternehmen hat. Aber er wird natürlich einer von den faulen  
Kunden sein, der . . .“

„Mein Gott, Ferdinand,“ schnitt Frau Auguste empört  
ab, „die Hauptsache ist, ob du damit einverstanden bist, daß er  
unsere Frühl heiratet, und daß er heute abend kommt.“

„Ich bin mit nichts einverstanden,“ versicherte der Rang-  
leutnant quersüßig. „Und heute abend will er kommen?  
Na, er soll nur kommen!“

Als er nach dieser mehr drohend als einladend gesprochenen  
und daher nicht o'el Gutes verheißenden Bemerkung eine  
Gemeinschaft mit seiner langen Nase beabsichtigte, glaubte  
Frau Auguste nichts Besseres tun zu können, als sich zurückzu-  
ziehen. Sie verließ das Zimmer mit allen Anzeichen des  
strengsten Getränktheins und Jorns. Was man nur verständlich  
finden wird. —

Friederike nahm die Mitteilungen über das Resultat der  
mehr einseitig verlaufenen Unterredung voller Enttäufung ent-  
gegen und versicherte, einem dem am Vormittage beliebten  
durchaus entgegengelegten Ton findend: „Ich werde Karl  
auf alle Fälle heiraten und, wenn es sein muß, mit ihm ans  
Ende der Welt gehen.“

„Du bist leider noch nicht majoram,“ machte Frau Auguste  
auf zu erwartende Schwierigkeiten aufmerksam. „Und wenn  
Vater seine Einwilligung nicht gibt . . .“

„Dann brenne ich einfach durch,“ erklärte Friederike Spohn-  
meyer mit Nachdruck.

Daß sie diese Drohung nicht verwirklichen müsse, um  
Karl Spennemann heiraten zu können, war nach dem bis-  
herigen Verlauf der Dinge kaum anzunehmen, wurde aber  
durch die weitere Entwicklung zu einer glatten Ueberführbarkeit.

Zwar empfing Ferdinand Spohnmeyer den mit erfrueh-  
licher Bittlichkeit sich einstellenden und mit tadelloser Eleganz  
gekleideten Bewerber um die Hand seiner Tochter Friederike  
nicht mit ausgefuchelter Lebenswürdigkeit, verzichtete sich aber  
auch nicht so, wie man sich einem „Spartaisten“ gegenüber  
vielleicht verhalten würde.

Da Karl Spennemann bei seinem Eintritt in den Korridor  
der ihn empfangenden Alice ausdrücklich gefagt hatte, er  
wünsche den Herrn Rangleutnant zu sprechen, was die übrigen  
weiblichen Mitglieder der Familie, hinter der angelehnten  
Auchentür lauschend, gehört hatten, so führte Alice den mit  
unverkennbarem Siegeszweifel auftretenden in die Sphäre des  
Löwen. Frau Auguste mußte zunächst, wenngleich schweren  
Herzens und unruhigvollen Gemüts, in Reserve bleiben, hielt  
sich aber bereit, sofort eingreifen zu können, wenn die Ver-  
hältnisse es erfordern würden. Sie bezog daher in der um-  
mittelbarsten Nähe der Wohnzimmer Türschwelle, und  
Friederike sorgte dafür, daß sie nicht einlam blieb. Leiber  
entging ihnen jedes Wort der Unterhaltung. Denn Ferdinand  
Spohnmeyer hatte seinen Besuch in die „gute Stub“ ge-  
nötigt und die Verbindungstür zum Wohnzimmer fest ge-  
schlossen.

Dort saßen sich nun beide in den Sesseln mit dem etwas  
verschlossenen lilanen Plüschüberzug gegenüber, und Karl  
Spennemann hauchte schon ein ganzes Stück seines Vortrages  
abgewidelt.

Als er von der Schloßerei in Liebenwalde sprach, unter-  
brach ihn Ferdinand Spohnmeyer: „Erlauben Sie mal,  
Liebenwalde? Meine Frau sprach von Lidenwalde.“

„Das dürfte ein Irrtum Ihrer Gattin gewesen sein,  
Herr Rangleutnant. Nein, nein, Liebenwalde. Sie wissen  
doch, das kleine Nest im Norden Berlins.“

„Ja, gewiß. Was ja schon selbst mal da. Nettes, freunds-  
chaftliches Städtchen.“

Karl Spennemann hatte das Gefühl, an Terrain zu ge-  
winnen. „Den Eindruck hatte ich auch. Darum sagte ich  
auch zu, umso mehr, da das Angebot günstig war.“

„Wicviel haben Sie . . .“

„30.000.“

„Sie haben natürlich nur eine Anzahlung gemeint?“

(Fortsetzung folgt.)

## Lachende Wahrheiten.

Von  
Carl Spitteler.

Dem Schweizer Dichter Carl Spitteler ist  
von der schweizerischen Akademie der Nobelpreis für  
Literatur zugesprochen worden. Wir veröffentlichen  
nachstehend mit Erlaubnis des Verlages Eugen  
Diederichs in Jena, der die Werke Spitteler's  
verlegt hat, einige Abschnitte aus dem Essayband  
„Lachende Wahrheiten“. Die eigenartige  
ferne, oft etwas schmeierlich barocke Sammlung  
ist am besten geeignet, den Leser mit der Per-  
sönlichkeit des Dichters vertraut zu machen und ihn  
dadurch zu der herrlichen Größe der beiden Epen:  
„Olympischer Frühling“ und „Prometheus und  
Epimetheus“ zu führen.

### Kavalität.

Kavalität ist vielleicht das, was unjener zeitgenössischen  
Literatur am meisten gebricht. Ich meine Kavalität des Schaf-  
fens. Kavalität heißt, wer unheimlich um alles andere,  
um Fortschritt, öffentliche Ehre und Verbote, um Weis-  
heit und Urteil der Zeitgenossen, einfach sein Ziel auf  
geradem Wege verfolgen, die Aufgaben, die ihm Inspiration  
und Thema gesetzt haben, zu lösen sucht. Ob nun seine  
Unbestimmtheit aus Unkenntnis oder absichtlicher Nicht-  
beachtung kommen, ist gleichgültig. Es kann einer die  
höchste Bildung, die umfassendsten Kenntnisse besitzen, ja  
sogar zu finirierte Sophi- die Geistes schaffens aufweisen  
und doch nicht schaffen. Entscheidend ist, daß keine anderen  
Nützlichkeit, keine anderen Zwecke gefannt oder anerkannt  
werden als Zweck und zweckdienliche Mittel. Epigonische  
Moralisierungen, Ueberdruß, Ueberlesenheit, der zögliche Ge-  
dank an unversiegbare Vorbilder und dergleichen mehr  
hemmen, hindern, führen die anderen, lähmen ihren Willen,  
verleiten sie zu Umwegen auf Seitenpfaden, um den aus-  
getretenen Geleisen zu entwickeln. Der Rathe sagt sich:  
was geht mich das an? Er tut unbefangene, was zu tun  
ist, geht die unheimlich begangenen Wege zum tausendhün-  
derterten Male, schreibt eine Ilias nach Homer, wofern ihn  
das Herz dazu zwingt, oder, wenn das Beispiel besser münd-  
et, eine Romeo und Julia („auf den Lande“) nach Shale-  
peare, reimt Herz auf Schmerz und Sonne auf Wolke,  
wofern es der Sinn verlangt — und siehe da, die ab-  
gedröckeltesten Gedanken gehen ihm neue Weisendner, und  
die Kreuzzüge führen unter neuen Schritten, als ob gerade  
hier der Frühling seinen Gleichniß aufgeschlagen hätte.  
Dagegen, bewei, warum dies und das geradezu unmaßstäb-  
lich, der Rathe tut's, und siehe da: es war möglich und  
leicht.

Voraussetzung der Kavalität des Schaffens ist Reichtum  
der Begabung. Die volle Unbedingtheit gegenüber Fern-  
mungsgründen (wie Schwierigkeit des Themas, Gefahren  
des Fortritts usw.) läßt sich nur nicht durch Kenntnislosigkeit  
oder absichtliche Ignorierung gewinnen, weil in jedem  
Stoffe Reser von Schwierigkeiten stecken, die dem Schaffenden  
unverfesselt in den Weg fallen, so daß er sie wohl oder übel  
gewahren muß. Deshalb teile ich denn auch keineswegs  
die Meinung, als löste sich Kavalität in gewissen Natureposen  
von selber dar. Nein, sondern einzig dann gerät Kavalität,  
wenn die poetischen Bilder so reich und lebendig den Geist  
des Schaffenden erfüllen, daß sie unbedingte Alleinher-  
schaft erringen. Dann, aber nur dann, schweigen alle Beden-  
ken, fliegen alle Drogen und bringen alle Aere. Über-  
wind und Alltagsstaub gab es zu allen Zeiten, im sogenannten  
Kindesalter der Menschheit nicht minder wie heute, aber  
eine gute Blume wächst einfach hindurch und blüht.

### Dichter und Warräger.

Man mag es drehen, behaupten und benennen, wie man  
will, es kommt doch schließlich auch in der Kunst und Poesie  
auf den Glauben oder Unglauben hinaus. Glauben bedeutet  
auf diesem Gebiete der Ueberzeugung von einem ewig gegen-  
wärtigen und werkräftigen Geiste des Schönen; Unglauben  
die Meinung, jener Geist marschiere getrennt von der weltlichen  
Gegenwart, um in der Entfernung von mindestens  
einem Menschenalter zu hinarbeiten. Und beiderlei Ueber-  
zeugung führt sich auf die Erfahrung. Den einen erfüllt es;  
wie sollte er nicht? In dem anderen gähnt  
eine graue Lebe; da muß er wohl die Gegenwart für eine  
Futuralperiode ansehen.

Uäubige im höchsten Grade: und natürlich diejenigen,

deren ganze Tätigkeit den Glauben als Zielbestimmung be-  
steht: die schöpferischen Menschen, die Urkünstler, die Weltler.  
Wo ein Weltler wohnt, da glänzt die Hoffnung, da wohnt die  
Ankunft. Auf das bloße Verdrüß seines Vorhanden-  
seins erheben die Kräfte den Kopf; bis in die fernsten  
Winkel der Welt wird abgefragt: sein Name weißt  
auf den Edele als Herausforderung; sein Rufum verleiht  
den Augen vom Wundern der Gegenwart das Maul.  
Nicht man wölbt einem Weltler persönlich, so fabelt man  
in einem Augenblicke. Während in allen Wesen die Klage-  
weiser das Eigentum des Talentes beklammert, während jeder  
Ratgeber den Fortschritt der Poesie verflucht, jede Ver-  
zierung den Namen über den Weinberg verhängt und jede  
Blode Weltler kauft, zeigt er auf die Sonne Homers, deutet  
nach ebenbürtigen Werten am Horizont, redet von der Un-  
erschöpflichkeit des Schönen, von der Größe des Lebens,  
von dem Wenigen, was schon gemerkt, von den Unabseh-  
baren, was noch zu ernten übrig bleibt. Unausführlich trägt  
die Jahrmarktsposel an den Kreuzwegen sich heiser: „Hurrid!  
Die Hände weg! Ihr kommt zu spät! Es bleibt nichts mehr  
übrig!“ Freundlich grüßt der Weltler von seiner geliebten  
Börse: „Alles bisher Geleistete ist nur ein Anfang.“

### Kunst.

Kunst, wenn sie einer kann, verleiht das Gefühl der  
Kraft, zeigt Selbstbehauptung und Selbstgefühl. Und Selbst-  
gefühl, wenn es begründet ist, macht glücklich. Freilich ist  
die Kunst eine Last, und zwar eine schwere Last, auch mag  
eine zeitweilig darunter ähzen, wie ein Schiff, das auf dem  
Meere trug, immerhin ist es ein göttlicher Niese an eine  
beseeligende Fruchtbarkeit.

### Alt und jung.

Was sind das überhaupt für kleine Schwinke, die nicht  
einmal über das eigene kurze Leben den Blick in die nächste  
Zukunft spannen! Wenn du nach deinem Tode ein liebendes  
Weib wirst hinterlassen haben, dann wirst du anfangen  
jung zu werden, wo nicht, so wirst du alt geboren, als wie  
ein Lebewesen, trotz all deinem Dulden und Genuß.  
Oder wird vielleicht gerade darum ja unheimlich geblüht,  
weil man häßt, morgen wird Kalall gefastet?  
Du bist heute grüner oder merkwürdiger grünlich. Ich gra-  
tuliere von Herzen. Meist nicht grün, sondern immergrün  
ist die Farbe des Ruhmes. Ich feide heute unrettlich die  
Blüte der Nation, obgleich ich mir lieber andere Blumen ins  
Knopflsch stecke. Kleinlich ist es, so gibt auch Blumenlos.

### Vom Rufum.

Eine Nation sollte von Zeit zu Zeit hinter dem Garten-  
zaun nachhaken, ob es mit dem Rufum, den sie als höchsten  
Preis ihren Ausereichen zu spenden denkt, richtig steht.  
Denn so bequem, wie man meint, geht es nicht, als ob der  
Rufum ein natürliches, unzerstörbares Eigentum des Men-  
schengeschlechtes wäre.

Im Gegenteil, es geht sehr, sehr viel dazu, damit einer  
Nation der Rufum gedeihe, und die mindeste schlechte Luft  
erleidet den Vorber. Barborige, despotische, hyperbolische,  
militärische, scholastische Wölfer oder Fettsalter entziehen  
dem Rufum, sie können ihre Heiden bloß ehren, nicht rühmen.  
Ehre aber ist die seltsamste Schwärze oder, wenn man lieber  
will, die Schlingpflanze des Rufums. Ehe man sich's ver-  
steht, hat sie ihn verdrängt und erstickt.

Zum Ruchhauen aber dünkt mich gegenwärtig Einfluß  
vorhanden. Denn ich glaube zu bemerken, daß der deutsche  
literarische Rufum der Gegenwart an höchsten Hebeln kratzt.

Er ist zunächst reuulos geworden, indem, mer wogegen  
gerühmt wurde, heute in die Kamppfammer geworfen wird.  
Schändliche gerühmte Namen bedrängen sich mit einer  
Schnelligkeit, als wäre die Unerschöpflichkeit ein Kammmittel,  
kaum in der Mund des Reders genommen, löst sich auch  
schon der Herr. Ja, es läßt sich geradezu leicht aus-  
rechnen: Welt heute einer als Genie verkündet wird, wird  
er in zehn Jahren abgetan sein mit verdrängten Höchst-  
güden. Mer ein seines Geistes hat, vermag sogar während  
des Jubels schon den Reuention im Halsfick zu vernennen,  
der hinter die höhnliche Dominante bilden wird.

Der Rufum ist ferner frech geworden. Man spricht ein-  
ander nicht mehr ehrerbietig einen Namen zu, sondern man  
brüllt ihn den Deuten um die Ohren, den Mut auf dem  
Kopfe, die Hände in den Hüfen. Als handle es sich um einen  
sozialdemokratischen Genossen. Ich kenne aber nichts Be-  
leidigenderes als einen Rufum ohne Ehrerbietung. Wer  
achtet einen Menschen, dann verneigt er sich, hernach rühmt  
beugt er sich noch einmal, hernach rühmt ihn.

